

Die Neue Welt

Nr. 12

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Die Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Siebig.

(Fortsetzung.)

Richard!" Er hörte sie nicht. Muthwillige Grilbchen vertieften sich in ihren Wangen, sie nahmen den Rosenstrauch und schleuderte ihn im Bogen. Er traf die Staffelei, prallte gegen das Bild und fiel dann zur Erde; die einzelnen Rosen lösten sich und lagen entblättert.

Bredenhofer war mit einem lauten Ruf zusammengefahren; man sah's ihm an, wie er sich erschreckt hatte. Jetzt war er unwillig.

"O Richard, sei nicht böse!" Lena raunte auf ihn zu und umschlang ihn mit beiden Armen. "Ich habe Dich nicht erschrecken wollen, nur mit Rosen aus Deiner Träumerei wecken. Sei nicht so ärgerlich! Hör' nur, hör' nur!" Sie küßte ihn mit ihren warmen Lippen. "Ich bringe Gutes mit, rathe!"

"Was denn?" Er sah sie freundlich an und streichelte sie, dann aber wandte er sich wieder seinem Bilde zu. Die Rosen lagen unbeachtet am Boden, jetzt zertrat er sogar eine.

Lena blickte sich und sammelte sie langsam auf. "Die armen Dinger," sagte sie leise.

Ein paar Minuten vergingen, in denen er eifrig malte; die junge Frau hielt es nun doch nicht länger mehr aus. Sie plagte heraus: "Ich war bei Dänkel, dem berühmten Professor, meinem früheren Lehrer, ich habe ihn gebeten, er soll mir Engagements verschaffen oder Stunden. Nun soll ich bei ihm begleiten, drei Vormittage in der Woche; und denke, Richard, ich bekomme siebzig Mark den Monat dafür! Siebzig Mark! Ist das nicht wundervoll? So viel Geld! Ich bin ganz glücklich!" Sie schlug die Hände zusammen und drehte sich wie ein Kind auf dem Absatz. Plötzlich hielt sie inne. "Aber was machst Du denn für ein Gesicht, Richard? Bist Du böse, weil ich heimlich gegangen bin? Aber nun ist es doch so gut!" Sie sah ihn betroffen an.

Er hatte eine finstere Falte auf der Stirn und war dunkelroth. "Wie konntest Du!" Zornig stampfte er auf den Boden. "Was denkst Du, was fällt Dir ein? Siebzig Mark den Monat — für solch ein Lumpengeld! Und wären's Hunderte, ich würde es nie zugeben! Deine zarte Brust am Klavier zusammendrücken, wie eine Maschine die Noten abzuspeln, Deine Kunst herabwürdigen, Dich mir halbe Tage entziehen — nein, nein! Kind" — er lachte hell auf und griff nach ihrer Hand — "das schlage Dir nur aus dem Sinn! Es kann Dir doch selbst unmöglich Vergnügen machen."

Sie senkte den Kopf tiefer und tiefer. Nein, das Loos des Begleiters war ihr eigentlich immer grauenhaft erschienen; nun hatte sie sich aber einmal in den Gedanken hineingesponnen. Die Aussicht, zu verdienen, sich selbst aufzuopfern, war ihr

mit jeder Minute beglückender erschienen — und nun sagte ihr Mann so mir nichts dir nichts: "Das schlage Dir nur aus dem Sinn!"

Sie wurde blaß. "Wir brauchen aber doch Geld," murmelte sie, "und ich will auch . . ."

"Närrchen!" Er legte den Arm um ihre Schultern und zog sie neben sich vor das Bild. "Steh Dir das mal an! Eben war Reuter hier. Das hier wird etwas; er sagt: ein Meisterwerk! Es kommt auf die Ausstellung, wir verkaufen es, und Du wirst wohl begreifen, daß mir um siebzig Mark meine Frau keinen einzigen Vormittag feil ist. Nein, mein Herz, und wenn uns auch dieses Glück nicht blühte, daß Du, Du, armseligen Stümpfern Dich anpassen sollst, das würde ich nie zugeben! Ich liebe Dich viel zu sehr!"

"Aber ich wollte doch so gern —"

Er achtete garnicht auf ihren Einwand. "Lena, freue Dich, freue Dich mit mir!" Er hob sie mit beiden Armen ein wenig in die Höhe; sie machte sich schwer, es gelang ihm nicht recht. "Nun haben die pekuniären Sorgen bald ein Ende, und auch die anderen" — er lachte übermüthig — "pah! Wir haben dann Deinen Bruder nicht mehr nöthig; daß wir was von ihm annehmen, drückt mich schon lange. Mutter braucht auch nicht mehr zu jammern. Sie können mir Alle im Mondschein begegnen!"

Lena sah das Bild wie durch einen Flor, sie konnte sich nicht freuen, sie war sehr enttäuscht. Er hatte kein einziges Wort der Anerkennung für sie; der Weg zum Professor war nicht so leicht gewesen, sie hatte sich einen Stoß geben müssen, zum Begleiten auch, und nun sah er das nicht einmal ein! Er redete nur von dem Bilde.

Mit einem wehen Gefühl im Herzen machte sie sich frei und trat an das gardinenlose Fenster. Draußen schwefeliges Licht, am Himmel dunkle Wolkenballen. Der ganze Anblick war verändert. In der beklommenen Schwüle standen die Bäume des Botanischen Gartens regungslos, sie sahen nicht frischgrün aus, sondern verstaubt und angekränfelt. Verlangend spreizten sie die Äste.

"Gefällt Dir mein Bild nicht? Du sagst ja kein Wort," sprach Bredenhofer vor der Staffelei. "Ich finde das sehr merkwürdig von Dir," setzte er nach einer Pause gereizt hinzu.

Sie wandte den Kopf halb nach ihm, der Ausdruck seines Gesichtes gefiel ihr nicht — das war Eitelkeit! Sie bemerkte es zum ersten Mal. Nun gerade nicht! Hastig drehte sie den Kopf wieder ab, ohne Wort.

Wie beklommen die Luft war, so schwer wie Mehl Müde nahm sie den Hut von den Haaren und strich sich mit heißen, zuckenden Fingern die

Ringel aus den Schläfen. Ob es ein Gewitter geben würde?

Angelegentlich starrte sie durch's Fenster. Ein Wind wirbelte Staub auf und legte den in neuen Schichten auf die Blätter der Bäume. Immer tiefer, tiefer schienen die Wolken niederzuhängen. Die Sonne war ganz verschwunden; sie hatte sich verschlossen wie ein Auge hinter traurig gesenkten Lidern.

Und es kam kein Donner, kein befreiender Blitzstrahl. Die dumpfe Luft brütete weiter und weiter.

Lena stand da, die Hände ineinander gepreßt; sie sah sehr blaß aus in dem fahlgelben Licht. Langsam, unabweislich übertrug sie ein häßliches Gefühl, ein Gefühl, das schmerzte und das Herz zusammenschauern ließ. Sie empfand das Gefühl in seiner ganzen trostlosen Traurigkeit. — — — Nicht glücklich — — — ?! Wer hatte das gesagt? Lena schreckte zusammen, aus ihren Augen fielen heiße Tropfen auf ihre verschlungenen Hände.

"Wie fatal!" Bredenhofer sprang von der Staffelei auf und warf ärgerlich Pinsel und Palette hin. "Alle Beleuchtung ist fort! Es regnet!" —

XI.

Landgerichtsrath Langen war nie schlechter Laune, er hatte eigentlich immer dieselbe ruhige, gedrückte Freundlichkeit. Heute hatte er aber entschieden einen Zug von Gereiztheit um die Mundwinkel; die kleine Lora merkte das sofort, als der Vater vom Bureau nach Hause kam.

Sie hatte vor der Thür gestanden und auf ihn gelauert wie ein Hündchen auf seinen Herrn. Mit einem lauten Freudenruf stürzte sie ihm entgegen und hing sich an ihn. Seine Hand wurde von dem zarten Kinderhändchen gefaßt; er wußte selbst nicht, daß ihn sein Töchterchen führte, er wäre am eigenen Hause vorbei noch weiter die Straße hinuntergegangen.

"Vater," sagte sie mit ihrer spizen Kinderstimme, "bist Du traurig? Meine Liebe und mein Märchen waren heut' auch traurig; Walter hat sie mit dem Stecken auf den Kopf gehauen, sie liegen im Puppenwagen und schlafen. Ich hab' ihnen das Lied von den 'Englein' vorgesungen, da hörten sie auf zu weinen. Ich wünschte, Tante Lena käm' wieder! Die sang das so schön! Warum kommt Tante Lena nicht zu uns? Väterchen, ich wünschte, Tante Lena käm' zu uns; ich hab' sie lieb!"

Langen's Hand zuckte in der seines Kindes; mit einem schmerzlichen Blick sah er in die groß und erwartungsvoll zu ihm aufgeschlagenen Augen. Solche Augen hatte Lena als Kind gehabt; gerade so! Er nahm rasch das Mädchen auf den Arm und küßte es wiederholt, aber er gab keine Antwort. Schweigend trat er in's Haus.

Da saß Amalie in der Veranda und lernte mit ihrem Jungen biblische Geschichte. Walther hatte einen etwas harten Kopf, auch war er zerstreut; er schaukelte mit dem Stuhl und spielte mit seinen Fingern.

„Walther, so paß doch auf,“ sagte die Mutter sanft, „es ist eine so wunder schöne Geschichte.“ Sie standen bei der Ausweisung der Hagar. „Nun, weißt Du denn nicht, was der fromme heilige Abraham that, Walther?“

Der Junge kippte hin und her, er schnitt ein weinerliches Gesicht. „Ich weiß nicht,“ stotterte er endlich. „Die anderen Jungens — spielen draußen — laß mich doch auch — ich — ich — laß mich auch!“ Er heulte.

„O, Du böser Junge,“ sagte Frau Amalie, aber immer im gleichen sanften Ton; es war unpassend, sich bei der heiligen Schrift zu erzürnen.

Lora war an den Tisch getreten; ohne Anstoß, die Hände gefaltet, sagte sie die ganze Geschichte her.

Amalie strahlte; Langen sah mit Befremden auf sein Kind. Das runde Gesichtchen war durch den Ernst, den es trug, merkwürdig schmal geworden, die Augen übernatürlich weit.

„O die arme Hagar,“ schloß Lora jetzt, ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Ich wünschte, ich hätte der Engel sein können, der ihr für den Ismael was zu trinken brachte! Ich wünschte, ich wär' ein Engelen!“

„Mein liebes Kind,“ sagte Langen plötzlich und griff nach einer der langen seidenweichen Loden; er drehte die goldene Strähne um den Finger und spielte mit ihr. Es war ihm, als müßte er die ganze kleine, leichte Gestalt an dieser goldenen Strähne festhalten. Eine unbestimmte Angst überkam ihn.

Als die Kinder forsprangen, wandte er sich an seine Frau; es war das erste Mal, daß er in ihre Erziehungsmethode hereinsprach. „Du solltest das Kind nicht geistig überanstrengen,“ sagte er vorwurfsvoll. „Lora ist überreizt, sie spricht und singt nur von Engeln. Wo hinaus soll das? Mir ist bange um das Kind!“ Er seufzte, setzte sich nieder und stützte den Kopf in die Hand.

Amalie sah ihn verständnislos an. „Was willst Du denn? Sie ist ja kerngesund. Pastor Düringsfeld sagte neulich, als hier Nähverein war und Lora den Stuchen präsentirte: ‚Der Herr hat sich diese Blume recht zum Lobe hergerichtet!‘ Das machte mich sehr glücklich. Du solltest Dich auch freuen!“

Er sah sie einen Augenblick ganz verstört an. „Ich —?! Wenn das Kind — ich — ertrüge es nicht,“ murmelte er zwischen den Zähnen.

„Was Du jetzt nur immer hast?“ Frau Langen stieg nach und nach das Blut in's Gesicht. „Immer schlechter Baume und besonders heute! Es ist wirklich schrecklich! Ich bin froh, daß ich heute Nachmittag Verein habe und am Abend Vorstandssitzung.“

„Schon wieder?“

„Bitte sehr, schon wieder ist nicht richtig; vor vierzehn Tagen das letzte Mal. Und was hab' ich denn sonst weiter? Ich habe ja weiter nichts auf der Welt,“ setzte sie in selbstqualerischer Verbissenheit hinzu.

„Amalie, verflüchte Dich nicht!“ Er war auch roth geworden, nun stand er auf und ging über den Flur, die Treppe hinan, in sein Arbeitszimmer. Dort stand er lange am Fenster.

Vom Garten herauf lönten die Stimmen der Kinder. Walther tobte ausgelassen und sprang wie ein junges Böklein; Lora hielt sich etwas abseits. Jetzt kam sie langsam, fast feierlich den Gartensteig herunter; sie hatte eine gelbe Blume in der Hand und trug die vor sich her, wie man ein Licht trägt. Am den Kopf hatte sie sich eine Ranke geschlungen, die buntgefärbten Weinblätter beschatteten ihr die Augen; ihr Kleidchen war weiß und lang und hing ihr bis auf die Füße. Steif, kerkengerade kam sie daher, drehte den Kopf nicht nach rechts noch links. Die kleine, feierliche Gestalt sah unheimlich aus im Sonnenschein. Langen öffnete hastig das Fenster: „Lora, komm herauf!“

„Stör' mich nicht, Vater,“ sagte sie, ohne eine Miene zu verändern. Im gleichen langsamen Schritt ging sie weiter.

„Komm sofort herauf! Komm gleich zu mir!“ Eine große Angst, eine heftige Ungeduld lag in den Worten.

Lora war diesen Ton beim Vater nicht gewöhnt, erschrocken ließ sie die gelbe Blume fallen; wenige Augenblicke später stand sie im Arbeitszimmer. Sie kam dem Vater so groß vor, im letzten halben Jahre merkwürdig gewachsen und in die Höhe geschossen; sie war noch ein so junges Kind und doch — diese Augen! Selbstam bewegt sah Langen auf sie nieder.

„Was spieltest Du eben?“ fragte er.

„Todtes Kind, Väterchen,“ sagte sie ernsthaft. „Weißt Du, ich war das Kind, das ein Engelen geworden ist und nun zu seinen Spielsachen geht, Nachts, wenn alle Leute schlafen. Es trägt ein Licht in der Hand, damit es auch sehen kann. Denk' mal, wie Liese und Märchen sich gefreut hätten! Die liegen noch immer im Puppenwagen.“

Langen schauderte bis in die tiefste Seele. Woher hatte das Kind diese überspannten Ideen? „Wer hat Dir denn das von dem — dem“ er konnte es nicht aussprechen von dem „todten“, er sagte nur: „von dem Kind erzählt? Die Mutter?“

„Ich weiß es nicht?“ Die unschuldige Kinderstimme klang sehr vergnügt. „Ich hab' es geträumt, Väterchen. Ich träume immer schön!“

„Versprich mir, Lora, Du wirst das nie mehr spielen.“ Er schloß sie erregt, fest in seine Arme. „Du darfst das nicht spielen, hörst Du, Lora?“

Sie fragte nicht „warum“; sie sah ihn nur ganz groß und verwundert an.

Er ließ sie los, er tabelte sich selbst ob seiner Erregtheit — was spielen Kinder nicht Alles?! Er war nervös, er wußte es wohl; heute Morgen die Briefe aus Berlin, die er in seinem Bureau vorfand, hatten ihn ganz krank gemacht. Die Seinen adressirten immer in's Bureau — Amalie war so wißbegierig, ihrer Ansicht nach durften Mann und Frau keinerlei Geheimniß voreinander haben; sie wartete mit dem Offenen nicht, bis er nach Hause kam.

Mit einem Seufzer ließ sich Langen am Schreibtisch nieder. Aus seiner Brusttasche nahm er die Briefe aus und legte sie vor sich hin; er mußte sie noch einmal lesen. Da war erst das Schreiben der Mutter. Sie klagte nicht; das that sie schon Lena zu Liebe nicht, und auch nicht, weil man ihr vorgeworfen hatte, sie habe die Heirath begünstigt. Aber eine gewisse Unruhe, eine sorgenvolle Unsicherheit sprachen sich zwischen den Zeilen aus; der Sohn fühlte das wohl, und das bekümmerte ihn mehr, als hundert Klagen.

Aber nun Lena's Brief! Nein, den wollte er zuletzt lesen, erst den ihres Mannes.

Die Nothe des Unmuths überflog das Gesicht des Lesenden, die Hand, die den Bogen hielt, zitterte. Bredenhofers schrieb:

„Gehörter Herr Schwager!

Bei den Bestimmungen, die Sie uns, besonders mir gegenüber hegen, ist es mir sehr peinlich gewesen, bis jetzt von Ihnen etwas annehmen zu müssen. Diese Annahme war in der That von vornherein eine Uebereilung unsererseits, wir hätten bedenken sollen, daß nur ein Geschenk Werth hat, welches freudig, aus liebevollem Herzen gegeben wird. Wir konnten uns dessen bei dem Ihrigen nicht rühmen.“

Es ist Lena sehr schmerzlich gewesen, Ihre Gegenwart bei unserer Hochzeit entbehren zu müssen; sie sah darin einen Mangel brüderlicher Liebe für sich und eine Mißachtung für mich. Sie hat schwer an dieser bitteren Enttäuschung zu tragen gehabt, aus Liebe zu mir hat sie sie jedoch überwunden. Jetzt ist meine liebe Frau mit mir glücklich, in die Lage gekommen zu sein, Ihre fernere Beistener zu unserem Haushalt dankend ablehnen zu können.

Ich bedaure nur, augenblicklich noch nicht im Stande zu sein, Ihnen die gebannten Auslagen zurückzuerstatten; doch hoffe ich, auch dieses demnächst nachzuholen.

Mit dem Wunsch besten Wohlbefindens für Sie und Ihre Familie

ergebenst

Richard Bredenhofers.“

War der Mensch denn ganz verrückt, ganz verrückt? Langen faßte sich an den Kopf; der Brief war ja noch viel ungezogener, viel beleidigender, als er ihm anfänglich erschienen! Und so etwas sollte er sich bieten lassen, er, der so viel ältere, von dem unreifen, grünen Menschen?! Ein unbezwinglicher Zorn erfaßte ihn; er war selten heftig, aber nun ließ er die Hand schwer auf das Papier fallen, er hätte es am liebsten zerkränkt, in kleine Fetzen zerrissen. Aber nein — der Landgerichtsrath lächelte bitter und geringschätzig zugleich — das war ja der Brief eines Primaners, dem war nicht zu viel Werth beizulegen.

Wodurch mochten sie denn in die sogenannte ‚Lage‘ gekommen sein, seine Unterstützung so schön zu zurückweisen? Hatte der Onkel vielleicht seine milde Hand aufgethan? Das war wohl nicht der Fall; die Mutter erwähnte doch gerade in ihrem heutigen Briefe, daß das Verhältnis der jungen Leute zu ihren Verwandten ein sehr kühles sei. Wo mochte nur dieser Aufschwung der Verhältnisse herkommen? Auch Lena's Brief brachte keine Aufklärung.

Er las den noch einmal aufmerksam. Die Schriftzüge waren flüchtig, ohne merkbare Grundstriche auf's Papier geworfen; sie war erregt gewesen beim Schreiben, man sah's an einigen zitterigen Haken und Schleifen und hier — hier unten in der Ecke mußten Thränen auf die Buchstaben gefallen sein, sie waren verschwommen und theilweise verlösch. O, der Bruder fühlte es wohl, wie sie sich gequält hatte, so gemessen und kalt ihre Worte zu legen.

Ich habe dem Briefe meines Mannes nicht viel mehr beizufügen; ich bin gleich ihm hocherfreut, Dich nicht mehr in Anspruch nehmen zu müssen.“

„Ich danke Dir für Deine Liebe,“ hatte sie dann schreiben wollen, aber sorgfältig war's verändert; es hieß jetzt: „Ich danke Dir für Deine Bemühung, unseren Haushalt zu erleichtern, und so weiter. Zum Schluß sagte sie kurz ‚Adieu‘. Es hatte den Anschein eines Lebewohls für immer. Das war die Stelle, welche Thränen halb verlösch hatten.“

Langen fühlte einen Grimm sondergleichen gegen den Menschen in sich aufsteigen, der dies Alles veranlaßt hatte; aber zugleich auch einen Grimm gegen Lena. Sie war charakterlos und bestimmbar; das war keine Schwester nicht mehr, die diese kalten herzlosen Zeilen geschrieben hatte! Sie konnte kein Geschenk zurückweisen, wenn sie in der glücklichen Lage war, es nicht mehr zu brauchen; aber so, ohne Dank, augenfällig eine lästige, brüdenbe abhängigkeit von sich schüttelnd, durfte sie es nicht thun. Er rief sich ihre Gestalt, ihr Wesen zurück, wie sie früher gewesen waren; dies zärtliche, schmiegsame Geschöpf hatte solche Zeilen geschrieben?!

Er schüttelte den Kopf und grübelte finster vor sich hin; es war ihm doch ein großer Schmerz. Seufzend stützte er den Kopf in die Hand — ja, Amalie hatte so unrecht nicht, es war kein Verlaß auf Lena, sie war überspannt und extravagant, verdorben durch die Berliner Kreise, in denen sie lebte. Mochte sie denn eigensinnig hingehen und sich ihr Glück selbst zurecht zimmern; er würde keinen Versuch mehr machen, sie an irgend etwas zu hindern. Wenn alle Liebe so schlecht gelohnt wird, dann muß man eben fertig mit der Neigung sein. Ganz fertig. Er machte mit der Hand eine Bewegung durch die Luft, als weise er etwas weit, weit von sich. Er wollte sein Herz verhärten.

Aud doch konnte er es nicht ändern, daß er im Geiste ihre leichte Mädchengestalt an seine Seite treten sah; er glaubte ihren Fuß zu fühlen, ihr bitterliches Schluchzen zu hören, wie damals auf dem Bahnhof beim Abschied, nach der häßlichen Szene mit Amalie. Sie war auch damals störrisch gewesen und er nachsichtig; er hatte sie leider zu sehr verwöhnt. Aber jetzt sollte das nicht mehr der Fall sein; nein!

Mit einem Ruck griff er nach der Feder.

„Eigensinnig — lieblos — undankbar — o Lena —!“ Hatte er es laut gesprochen?

„An wen schreibst Du?“ fragte Lora's Kinderstimme. Sie war dicht zu ihm herangekommen,

stemmte den runden Ellenbogen auf den Tisch, legte das Köpfchen auf die Seite und sah ihn von unten herauf sehr ernst an. „An wen schreibst Du?“ wiederholte sie noch einmal; „an Tante Lena? Bist Du ihr böse?“

Er nickte stumm.

„O sei ihr nicht böse — arme Tante Lena?!“ Die Thränen standen ihr rasch in den Augen, wie vorhin bei der Erzählung von Hagar. Sie schüttelte den Kopf: „Du bist nicht böse? Da ist doch nur böse zu sein, Bäterchen!“ Dann lächelte sie, daß man die kleinen weißen Zähne blitzen sah, ihre Stimme klang süßlich zärtlich: „Tante Lena! Schreib ihr, sie soll mich bald besuchen. Ich hab' sie lieb!“ „Ich hab' sie lieb,“ sagte sie noch einmal, der Thür zutrippelnd.

„Lieb? Lieb gehabt,“ sprach Langen leise, als sich die Thür hinter Lora geschlossen hatte. Dann ließ er den Kopf schwer auf die Brust sinken und die Feder aus der Hand fallen — er konnte Lena jetzt nicht schreiben, wie sie's verdiente.

(Fortsetzung folgt.)



Der Kampf der Pflanzen mit der Sonne.

Von Curt Grotteiwitz.

Das Licht und die Wärme der Sonne ist den Pflanzen zu ihrem Gedeihen ebenso unentbehrlich wie die Luft und die mineralische Nahrung des Bodens, in dem sie wurzeln. Unermeßlich vielgestaltig ist die Wirkung der Sonne auf die Pflanzenwelt. Im Frühjahr ist es thatsächlich nur das Tagesgestirn, auf dessen erwärmenden Ruch die schlummernde Vegetation, die welken Stauden, die blätterlosen Bäume, die ruhenden Samen warten, um zum Leben zu erwachen und den uralten Kreislauf des Wachstums von Neuem zu beginnen. Die Sonne ist es, deren helles Licht die geschlossenen Blüten öffnet und deren Wärme die grünen Früchte reifen läßt. Und wenn die Länder des Äquators unsere Zonen an Reichthum der Pflanzenformen, an Urvüchsigkeit der Bäume, an Schönheit der Blumen übertreffen, so ist es die Sonne, die diese Kraft und Fülle schafft. So mächtig ist die Wirkung des Tagesgestirns, daß Forscher wie Adolf Bastian sich versucht sehen, alle Lebewesen nur als Umwandlungen der Erdoberfläche durch die Sonne aufzufassen, und bezeichnend ist es, daß Dubois-Reymond gelegentlich den Wein als umgeformtes Sonnenlicht bezeichnete.

Aber die Sonne, diese Freundin des wachsenden Lebens, wird doch vielen Pflanzen auch verderblich. Und obwohl gerade diese Licht und Wärme am wenigsten entbehren können, so wird ihnen doch sehr oft die Sonne zur gefährlichsten Feindin. Sie trocknet den Boden aus, so daß die Pflanze infolge von Mangel an Wasser und den in ihm gelösten Nahrungsstoffen verkümmern und zu Grunde gehen muß. Aber die Hitze der Sonnenstrahlen greift auch die Blätter der Pflanze direkt an, zwingt sie zur Verdunstung des in ihr aufgespeicherten Wassers und läßt sie dadurch vertrocknen. Denn die Blätter sind mit kleinen Oeffnungen dicht besetzt, durch welche die Luft und die bei dem Lebensprozeß der Pflanze entstandenen Gase freien Eintritt oder Austritt haben. Durch diese kleinen Poren dringt nun die durch die Sommengluth ausgehoberte Luft herein und erzeugt eine gewaltige Verdunstung des Wassers, das in dem Gewebe der Pflanze aufgespeichert ist. Die dem Gewebe der Pflanze aufgespeichert ist. Die dem Gewebe der Pflanze aufgespeichert ist. Die dem Gewebe der Pflanze aufgespeichert ist.

Wie aber die Pflanzen Waffen besitzen, um sich gegen die Angriffe von Thieren zu verteidigen, wie sie sich mit Dornen, Stacheln, Gift, Brenneinrichtungen gegen den Verbiß des Weideviehs und der Nagethiere schützen, so haben sie sich im Verlaufe einer unberechenbaren Entwicklungsperiode die Verteidigungsmittel erworben, um den ausdörrenden Strahlen der Sonne erfolgreich zu widerstehen. Und so führen viele Pflanzen einen stillen, aber darum nicht weniger nachdrücklichen Kampf mit der

Sonne. In unserer gemäßigten Zone freilich, wo die Sonne nicht die Kraft wie in den Äquatorialländern besitzt, treten die Kampfmittel der Pflanzen nicht so ausgeprägt hervor, und man würde sie hier wohl noch jetzt nicht in dem Maße kennen, wenn man nicht durch die ähnlichen, aber weit gewaltigeren Waffen, welche den Pflanzen heißer Länder eigen sind, auf diesen Kampf in allen seinen Einzelheiten aufmerksam gemacht worden wäre. In den Tropenländern, in denen unter dem Einfluß einer im Zenith stehenden Sonne die Temperatur einen ungeheuren Grad erreicht, müssen die Pflanzen, besonders diejenigen, welche auf sterilem Boden wachsen, über energische Mittel verfügen, um sich gegen den schädlichen Einfluß der Sonne erfolgreich wehren zu können.

Unter den Pflanzen, die sich gegen Trockenheit schützen müssen, ist die Einrichtung der Blattverkleinerung sehr verbreitet. Je kleiner die Blätter werden, um so geringer ist auch die Fläche, welche der Verdunstung ausgesetzt ist. So haben die meisten Steppenpflanzen — und zu ihnen gehören auch Bäume — ganz winzige oder sehr schmale Blätter. Schon unsere Heidekräuter, der Feldbeifuß und der geträumte Mauerpfeffer (*Sedum reflexum*), die auf trockenen Sandäckern wachsen, haben winzige Blätter, und der Sauerampfer, der sonst schönes breites Laub entwickelt, hat sich auf Oedland in eine sehr schmalblättrige Art verwandelt. Aber in heißen Gegenden geht die Reduktion der Blätter so weit, daß viele Pflanzen überhaupt keine Blätter mehr treiben. Dann entstehen jene merkwürdigen, todt aussehenden, starren Pflanzenformen, wie sie besonders die Kakteen zeigen. Ein Jeder kennt diese, von den unseren so scharf abweichenden Pflanzen, die die trockene Stubenluft und den feinen Staub unserer Zimmer so leicht ertragen. Bei uns bleiben sie freilich in bescheidenen Größenverhältnissen, aber in ihrer Heimath, besonders in den heißen Wüstengegenden Mexikos und Chiles, erreichen viele von ihnen die Höhe gewaltiger Bäume. Ihre bizarren leblosen Formen machen sie ungeheuren Grabdenkmälern ähnlich, welche der öden Wüste ein trauerndes, unheimliches Aussehen verleihen. Wo sie sich jedoch nicht durch besondere Größe auszeichnen, da erhöhen sie jedenfalls mit ihren granen, wie mit Staub bedeckten Stämmen den Eindruck der Trockenheit, den die Wüste hervorruft, ganz ungemein. In seiner „Reise eines Naturforschers um die Welt“ schildert Darwin die Vegetation einer südamerikanischen Wüste, die durch die Auswurfsmassen eines früheren Vulkans gebildet wird: „Ein zerklüftetes Feld schwarzer, basaltischer Lava, welche in die verschiedenartigst zerrissenen Wellen geworfen und von großen Spalten durchsetzt ist, wird überall von verkümmertem, sonnenverbranntem Buschholz bedeckt, welches nur wenige Zeichen von Leben giebt. Die trockene und ausgedorrte, von der Mittagssonne erhitzte Oberfläche gab der Luft ein eingeschlossenes und drückendes Gefühl, wie ein Ofen... Obgleich ich mit vielem Fleiß versuchte, so viele Pflanzen als nur möglich zu sammeln, erhielt ich doch nur sehr wenige, und derartig elend aussehende kleine Kräuter würden einer arktischen Flora viel besser anstehen, als einer äquatorialen. Das Buschwerk sieht aus einer kurzen Entfernung so blattlos aus, wie unsere Bäume während des Winters, und es dauerte eine Zeit lang, ehe ich entdeckte, daß jetzt jede Pflanze nicht bloß sich in vollem Blätter Schmuck befand, sondern daß die größere Zahl in Blüthe stand.“

Wie durch die Einschränkung ihres Blattwerks, so schützen sich viele Pflanzen dadurch vor der ausdörrenden Wirkung der Sonne, daß sich ihre Stengel und Zweige verholzen. So finden wir zum Beispiel Wolfsmilcharten, die bei uns kleine, milchartigen Saft absondernde Kräuter darstellen, in den Wüsten des Kaplandes als holzige Sträucher oder Bäume wieder. Das Holz vermag den sengenden Sonnenstrahlen ganz anders Widerstand zu leisten, als ein grünes, frantiges Gewebe. Die Wüstenpflanzen bilden darin den geraden Gegensatz zu den Wasserpflanzen, deren Stengel außerordentlich weich, biegsam und saftig sind. Auch Verholzung von Blättern kommt bei den Wüstenpflanzen nicht selten vor, und zwar nehmen in diesem Falle die Blätter die Form von Dornen an. Dadurch schlagen sie gewissermaßen

zwei Fliegen mit einer Klappe. Sie schließen sich gegen die Sonnenhitze und zugleich gegen die Angriffe von Menschen und Thieren.

Das sinnreichste Mittel aber, um das harte Leben in der Wüste zu ertragen und den Kampf mit der Sonne siegreich zu bestehen, besitzen diejenigen Gewächse, welche ihren Stamm und ihre Blätter zu großen Wasserbehältern umgebildet haben. So wie der Mensch, der einen langen Marsch durch Sommengluth und dürres Land zurückzulegen hat, sich mit einer durststillenden Flüssigkeit reich versieht, so tragen diese Pflanzen ihre „Flasche“ immer bei sich. Viele Kakteen haben eine dicke, bauchige Form, sie sind zu einem einzigen Wasserreservoir umgewandelt. In der Regenzeit, die oft nur sehr kurze Zeit anhält, sammeln sie mit ihren bisweilen nebartig verzweigten Wurzeln alle Flüssigkeit, deren sie habhaft werden können, gierig auf, um damit ihre Gewebe strotzend voll zu füllen. Von diesem Wasser, das durch die verschiedenartigsten Einrichtungen des Behälters, meistens harte, pergamentartige Häute, vor Verdunstung geschützt ist, zehren nun die Pflanzen bis zum nächsten Regen, der sich vielleicht erst nach einem halben Jahre wieder einstellt. Eine *Mammillaria* (ebenfalls eine Kaktee), die auf der trockenen Hochebene in der Nähe der Stadt Mexiko wächst und deren Stamm ebenfalls zu einem Wasserbehälter umgeformt ist, hält sich fast ganz im Boden versteckt, so daß ihr die Sonnenstrahlen nur wenig anhaben können. Bei vielen Pflanzen sind nur die Blätter in solche Wasserbehälter umgewandelt. Solche Gewächse zeichnen sich dann durch äußerst dicke Blätter aus. Eine ganze Pflanzenfamilie, die sogenannten Crassulaceen oder Fettblättergewächse, haben von dieser Eigenthümlichkeit ihren Namen. Zu ihnen gehören unsere einheimischen Fettheimarten, das *Sempervivum* und die sehr dekorative *Echeveria*. Dicke Blätter haben aber vor Allem die Agaven und Aloë, von denen viele bei uns als Zimmerpflanzen kultivirt werden. In allen diesen Pflanzen ist so viel Flüssigkeit enthalten, daß diese häufig genug gesammelt, in trockenen Gegenden als Getränk verwendet oder anderweitig benützt wird. Wie sehr übrigens manche Pflanze für die verschiedensten Eventualitäten gerüstet ist, das zeigt eine auf der Insel Malta wachsende Kornblumenart, die den botanischen Namen *Centaurea crassifolia* führt. Diese Pflanze bildet zwar während der heißen Zeit ebenfalls sehr dicke fleischartige Blätter, in denen sie Wasser aufspeichert, im Frühjahr dagegen, wo es ihr an Wasser nicht mangelt, entwickelt sie ganz normale dünne Blätter wie die übrigen Pflanzen.

Die dicken, mit vielem Wasser erfüllten Blätter der Agaven und ähnlicher Gewächse widersprechen nun ganz und gar der sonstigen Neigung der Wüstenpflanzen, ihre Blätter möglichst zu reduzieren. Es ist deshalb klar, daß diese Wasser aufspeichernden Organe noch in ganz besonderer Weise gegen die Sonne geschützt sein müssen. Meistens sind dieselben nun in derselben Weise wie die Stämme der Kakteen mit einer dicken, pergamentartigen Oberhaut bedeckt. Viele derartige Blätter sind aber auch metallisch glänzend, so daß von ihnen die Sonnenstrahlen, anstatt sie zu wärmen, zurückgeworfen werden. Es herrscht also hier dasselbe Prinzip, das der Mensch benützt, indem er im Sommer in hellen, im Winter in dunkeln Kleidern geht. Die Blätter vieler Pflanzen — und das brauchen nicht immer nur Fettpflanzen zu sein — sind mit einem dichten Haarsilz bedeckt, der sich so eng über die Poren legt, daß dadurch die Verdunstung von diesen zurückgehalten wird. Eine sehr charakteristische Pflanze dieser Art besitzen wir in der Sand-Inmorte (Helichrysum arenarium), die so sehr mit einem dichten, weißen Haarkleid überzogen ist, daß die ganze Pflanze dadurch ein weißes, wolliges Aussehen bekommt. Bei anderen Pflanzen sind die Blätter mit Wachs überzogen, das den Pflanzkörper gleichsam gegen außen fest verschließt und die Transpiration möglichst verhindert. Wieder andere Gruppen sondern einen dicken, öligen Saft ab, dessen Duft sich rings um alle Organe der Pflanze fein vertheilt und dadurch eine undurchdringliche Luftschicht um sie bildet, die den Wasserdampf nicht nach außen gelangen läßt.

Die Hürchen, mit denen viele auf heißem Boden lebende Pflanzen überzogen sind, haben sehr häufig außerdem den Zweck, die Thautropfen in Mengen aufzusammeln und sie dem Inneren des Pflanzenkörpers zuzuführen. Thaubildung kommt in vielen der trockensten Wüsten, selbst in der Sahara, häufig vor, da die Nächte infolge lebhafter Wärmeausstrahlung des Sandbodens oft verhältnismäßig kühl sind und die Luft dadurch gezwungen wird, auch den mindesten Wassergehalt zum Boden niederzuschlagen. Der Thau setzt sich nun auch an die Pflanze an, und natürlich wird es für diese von großem Vortheil sein, möglichst viel davon zu erlangen. Je größer nun die Oberfläche einer Pflanze ist, desto mehr wird sie daran aufnehmen können. Nun sind aber breite, dünne Blätter, die am besten zur Aufnahme des Thaues geeignet wären, in der Wüste unmöglich. So ist diesen Pflanzen denn ganz vorzüglich dadurch geholfen, daß sie lange, dünne Hürchen gewissermaßen als Fangarme austrecken, an denen sich der Thau in reichstem Maße absetzen kann. So erfrischen sich denn diese Pflanzen am Morgen und sind dann den Tag über so gestärkt, daß sie den Angriff der Sonnenstrahlen auszuhalten vermögen.

Neuerst merkwürdig ist der Mechanismus, mit dem sich eine in dürren Salzsteppen heimische Pflanze, *Reaumuria hirtella*, trotz der größten Sonnengluth, ja gerade mit Benutzung derselben Wasser zu verschaffen sucht. Ihre Blätter beneigen sich bereits im Frühling mit großen Thaupearlen. Diese werden zwar von der höher steigenden und immer heißer werdenden Sonne bald aufgezogen, sie lassen indeß bei ihrer Verdunstung die Salze zurück, mit denen die Atmosphäre und dadurch auch der Wasserdampf erfüllt sind. So lagert sich denn nach und nach ein ganzer Ueberzug von Salz auf den Blättern der Pflanze ab. Salz aber ist, wie jede Hausfrau weiß, hygroskopisch, das heißt, es zieht sehr leicht Wasser an. So vermag die Pflanze mit ihrer Salzdecke jede geringfügige Feuchtigkeit anzunehmen, die sich in der Luft befindet, vor Allem vermag sie aber dadurch auch während der heißesten Monate die Sonnengluth und den Regenmangel zu ertragen.

Die Pflanze hat nicht die Fähigkeit, Empfindungen wahrzunehmen und sich zu bewegen, wie das Thier. Sie kann deshalb nicht wie dieses vor der Sonnenhitze fliehen, Schatten oder die Nähe des Wassers aufsuchen. Aber sie hat es trotz alledem im Kampfe mit der Sonne so weit gebracht, daß sie auf die Lichtreize des Tagesgestirns reagiren und Bewegungen zu ihrem Schutze gegen diesen mächtigen Feind ausführen kann. Der Saureklee, der im Schatten unserer Wälder wächst und inselgedessen sehr weichlich und empfindlich gegen Verdunstung ist, vermag auch den geringsten Lichtstrahl, den die Sonne durch die Bäume sendet, nicht zu ertragen. Er klappt bei Sonnenschein seine Blätter derartig zusammen, daß diese längs der Mittelrippe gefaltet und so Boden gesenkt sind. Tritt wieder Schatten ein, so gehen die Blätter in ihre normale Stellung zurück. Andere Pflanzen, deren Blätter die Poren nur an einer Seite tragen, rollen jene zu einem Zylinder zusammen, dessen Außenseite keine Spaltöffnungen trägt und deshalb durch die Sonnenstrahlen nicht zur Wasserabgabe genöthigt werden kann. Andere Pflanzen, wie die Bohnen, neigen zur Zeit der stärksten Sonnenstrahlung am Mittag ihre Blätter so herab, daß diese fast senkrecht stehen und daher nicht in ihrer vollen Ausdehnung, sondern nur von oben her vom Lichte getroffen werden. Bei verschiedenen australischen Bäumen, den Eucalyptus-, Melolencas- und Bauhinia-Arten, sind die Blätter dauernd senkrecht gestellt. Diese Bäume bilden in Australien große Wälder, aber vergebens sucht der Wanderer in ihnen Schatten. Die vertikale Stellung der Blätter bringt es mit sich, daß hier die Sonne auch durch das dichteste Buschwerk bis zum Boden dringen kann.

Zu den Gewächsen mit senkrecht gestellten Blättern gehören auch die höchst eigenthümlichen Kompaßpflanzen. Ihre Blätter sind nicht nur vertikal, sondern alle zugleich nach derselben Richtung gestellt. Die eine Seite der Blattbreite zeigt nach Sonnenanfang, die andere nach Sonnenuntergang. Auf

diese Weise werden die Pflanzen von der heißen Mittagsonne nur an den Blattkanten getroffen, während die Breitseiten nur den weniger ausdörrenden und darum unschädlichen Lichtstrahlen am Morgen und Abend ausgesetzt sind. Diese merkwürdige Eigenschaft macht derartige Pflanzen nun geeignet, als Kompaß zu dienen, denn die Blätter behalten ihre Richtung stets bei und geben daher auch bei trübem Wetter, wenn das Tagesgestirn versagt, über die Himmelsgegenden sichere Auskunft. Eine solche Kompaßpflanze kommt auch in den Prairien Nordamerikas vor. Es ist eine dort sehr häufige, ziemlich hohe Staude, die zur Familie der Korbblütler gehört und der man den Namen *Silphium laciniatum* gegeben hat. Die Jäger, die in den ungeheuren, unabherrschbaren Gebieten der amerikanischen Prairien umherstreifen, haben die Eigenschaft dieser Pflanze schon längst ausfindig gemacht, und sie besitzen in ihr einen Kompaß, der sicherer funktioniert als mancher künstliche.

Die bisher erwähnten Pflanzen nehmen den Kampf mit der Sonne direkt auf, sie fechten ihn aus mit Waffen, die in den mannigfaltigsten, oft höchst praktischen Einrichtungen ihres Organismus bestehen. Es giebt nun aber eine nicht unbedeutende Menge von Pflanzen, die diesen Kampf gleichsam versteckt führen. Sie wachsen ebenfalls auf Steppen und in Wüsten, aber sie wissen den Sonnenbrand und der Dürre auf sehr einfache Weise aus dem Wege zu gehen. Fast in jeder Wüste giebt es eine, wenn auch noch so kurze und so selten wiederkehrende periodische Regenzeit. Bei Beginn derselben keimen nun viele Samen, schießen womöglich in einem Tage empor, blühen bald, und wenn der Regen vorbei ist, reifen und trocknen ihre Samen. Und diese Samen nun liegen die ganze trockene Zeit über unbeweglich da oder werden, mit besonderen Einrichtungen ausgestattet, vom Winde überallhin gestreut. Jedenfalls überstehen diese Pflanzen in der unthätigen Form des Samenkorns mit leichter Mühe die lange Zeit der Dürre. Erst wenn der Regen wieder eintritt, regt sich die Keimkraft des Samens zu einer neuen, kurzen Vegetation. In ähnlicher Weise entgehen viele mehrjährige Pflanzen der ihnen so schädlichen Gluth der Sonne. Viele Stauden der Donausteppen treiben zu Beginn des Frühjahres eiligst ihre Blätter hervor, und ebenso schnell schließen sie vor Eintritt der heißen Tage ihre Vegetation ab. Ihre welken Blätter bedecken im Sommer die Steppe, während bei Beginn des neuen kurzen Frühlings frisches Grün aus ihren Wurzeln sproßt. Gaste Steppenländer sind auch viele Zwiebel- und Knollengewächse, auch sie treiben schnell im Frühjahr empor, um bald abzustorben. Sie nähern sich aber andererseits wiederum den Gewächsen mit Wasserreservoir, indem sie ihre ganze Kraft, eine sehr große Nahrungsmenge in ihren tiefen, tief in der Erde befindlichen Zwiebeln oder Knollen aufbewahren. Diese unterirdischen Speisekammern ruhen nun die ganze trockene Zeit über, vor den Sonnenstrahlen geborgen, im Boden. Im Frühjahr aber sind sie dann im Stande, die kräftigsten Triebe mit meist herrlichen, duftenden Blüten emporzusenden. Indem sie so der Sonne aus dem Wege gehen, haben sie doppelten Vortheil. Sie brauchen ihre Kraft nicht im Kampfe mit der Trockenheit auszugeben, andererseits aber vermögen sie die herrlichsten Düfte und Farbenbilder hervorzubringen, die im Frühjahr ganz besonders auffällig sind, da zu dieser Zeit noch andere Blumen fehlen. Je kürzer aber die Vegetationszeit der Zwiebelgewächse ist, um so mehr müssen sie die zu dieser Zeit noch spärlicher vorhandenen Insekten durch die auffälligsten Lockmittel zur Befruchtung ihrer Blüten heranzuziehen suchen. So sind denn die kurze Vegetationsdauer vieler sehr schöner, in den Steppen Sibiriens und Kleinasiens wachsender Zwiebel- und Knollengewächse, ihre herrlichen Blüten und ihr Duft nur die Anpassungserscheinungen, die den Pflanzen dazu dienen, der ausdörrenden Wirkung der Sommerhitze aus dem Wege zu gehen. Der Kampf mit der Sonne hat hier also die weitgehendsten Komplikationen hervorgerufen, er hat nicht nur eigenartige Organe erzeugt, nicht nur die Lebenszeit der Pflanzen verschoben, sondern auch ihre gesammte

Lebensweise und Lebensordnung bis in's Einzelste umgestaltet.

Die Pflanzen können keine bewussten Handlungen ausführen. Sie können sich also gegen ihre Feinde nicht in der Weise schützen wie der Mensch, der mit Vorbedacht Waffen schmiedet oder Mittel zu seiner Vertheidigung ersinnt. Wenn die Pflanzen heute so gut an das Leben der Steppen und Wüsten angepasst sind, so konnten sie diese ihre Eigenschaften nur ganz allmählig im harten Kampfe um's Dasein erwerben. Ungezählte Jahrtausende waren nöthig, um kleine, zufällig entstandene Eigenheiten, die für die Abwehr der Sonnenstrahlen nützlich waren, allmählig zu vergrößern und zu vermehren. Ein endloses, zähes Ringen, bei dem die weniger geeigneten Pflanzen untergingen, war nöthig, um schließlich jene Mannigfaltigkeit von Waffen und Einrichtungen zu erzeugen, mit denen die Pflanzen heutzutage den Kampf mit der Sonne so erfolgreich führen! —



Vom Namen.

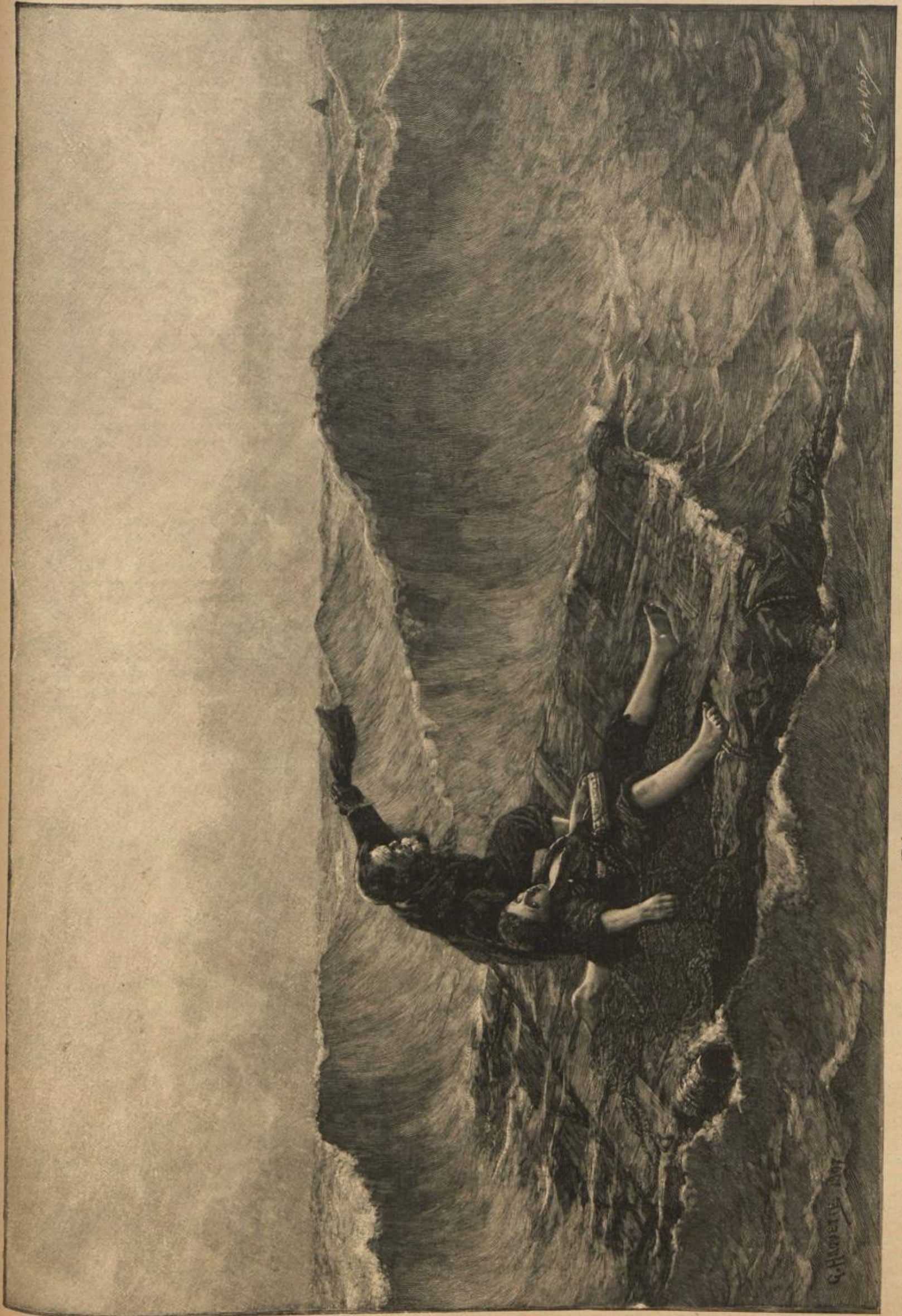
(Schluß.)

Von Thomas River.

Hält man einmal an der Untrennbarkeit von Namen und Benanntem fest, so ist es nur ganz natürlich, wenn ein einmal feststehender Name nur sehr schwer aufgegeben wird. Die heiligen drei Könige sind, wie schon ihr Name sagt, drei an Zahl; trotzdem singt Goethe in echt volkstümlicher Weise:

Die heiligen drei Könige sind kommen allhier,
Es sind ihrer drei und sind nicht ihrer vier;
Und wenn zu dreien der vierte wär,
So wär' ein heil'ger Dreikönig mehr.

Bei Zahlbegriffen ist diese Erscheinung überaus häufig. Die Legende von den sieben Schläfern hat die Bezeichnung Sieben schläfer verursacht, sogar der Ausdruck Sieben schlaf für langen Schlaf findet sich hier und da. Seine sieben Sachen zusammensuchen heißt eben, seine wenigen Sachen zusammensuchen; trotzdem bildet man das Hauptwort Siebenfachen und spricht von ein „paar Siebenfachen“. Ebenso häufig werden gewohnte Ausdrücke auf neue Begriffe unpassend übertragen. Der Wiener nannte ein Zehnkreuzerstück ein Sechserl (ein Sechser), noch an der alten Währungsbezeichnung festhaltend; jetzt giebt es in Oesterreich auch keine Kreuzer mehr, sondern nur Heller; trotzdem wird jeder Wiener mit der größten Seelenruhe „Sechserl“ sagen, wo er ein Zwanzighellerstück meint. Ganz unbedenklich spricht der Deutsche von einer behenden Zunge, obwohl behend von Hand kommt. Die Leipziger Gewandhauskonzerte wurden in einem Hause aufgeführt, das früher als Gewandhaus verwendet worden war; trotzdem aber schon ein neues Konzerthaus gebaut ist, spricht man noch immer von Gewandhauskonzerten. Mit eigentlich unzulässiger Uebertragung werden die Thürhüter in vornehmen Häusern Schweizer genannt, selbst wenn sie niemals die Schweiz gesehen oder von ihr auch nur gehört haben, weil es in früheren Jahrhunderten üblich war, Schweizer als Thürsteher zu verwenden. Keine Frau wird sagen: „Ich bin jetzt Frau meines Vermögens,“ obwohl der Ausdruck Herr eigentlich widersinnig ist. Und in Goethe's „Faust“ möchte sich Mephisto selbst dem Teufel übergeben, wenn er nicht selbst der Teufel wäre. Also auch Nebenarten werden unpassend übertragen; darüber macht sich ein plattdeutsches Sprichwort lustig: „So leb' denn wohl,“ sagte der Pfaff zum Dieb, der gegangen werden sollte! Es fordert den Spott heraus, an einen dem Tode Geweihten einen solchen Abschiedsgruß zu richten. Daß manche Namen zur ständigen Formel geworden, drückt sich in der Sprache dadurch aus, daß bei ihnen stets die grammatischen Endungen wegfallen. Man sagt ganz allgemein „Gasthof zum Kronprinz“, und nicht zum Kronprinzen. Damit deutet der Sprachgebrauch gewissermaßen an, daß er wohl zu unterscheiden verstehe zwischen Fällen, wo der Eigename will



Die Sehnen. Nach dem Gemälde von Georges Haquette.

stärklich beigelegt wurde, und solchen, wo er naturgemäß ist.

Alle bisher betrachteten Erscheinungen, insbesondere der in der Sprache des Volkes sich ausdrückende Glaube an die Zusammengehörigkeit von Ding und Namen, beruhen auf einer Voraussetzung: daß Name und Ding nicht durch ein zufälliges, sondern durch ein notwendiges Band mit einander verknüpft sind. Und man muß sagen, daß die volksthümliche Denkweise sich auf Vieles zu stützen vermag, was die vorsichtigsten und besonnensten Sprachforscher als sicher feststehend zugegeben haben. Ganz allgemein wird anerkannt, daß trotz der großen Rolle, die der Zufall spielt, die Laute im Namen eines Dinges etwas dem Wesen dieses Dinges Verwandtes zeigen. Es giebt Worte, in denen wir unmittelbar einen Klang mit unserer Stimme nachzuahmen suchen, wie hummen, brummen, zischen usw. Man nennt solche Worte onomatopoetische; sie sind für die erwähnte Anschauung nicht beweisend, da ja hier der Laut mit Bewußtsein gesucht wurde; aber als in einer Schulklasse die Schüler aufgefordert wurden, solche Onomatopöien zu nennen, gaben die meisten unter Anderem auch das Wort „Blitz“ an; so lebendig empfanden sie den Vorgang durch das Wort ausgedrückt. Auch das Wort „Donner“ wird häufig so aufgefaßt, obwohl seine wirkliche Ableitung ganz anders ist; es hängt mit der Sanskritwurzel tian zusammen, die das Ausgespannte, dann auch den ausgespannten Himmel bedeutet. Wenn also der Glaube an die Verwandtschaft zwischen Laut und Begriff auch zu Irrthümern führen kann, so ist er doch in vielen Fällen berechtigt, und deshalb hält man an ihm auch fest, wo besseres Wissen ihn verdrängen sollte. Daß ein wahrer Kern in diesem Glauben liegt, zeigt uns ein Blick auf unsere Dichter. Wie wunderbar treffen sie es, durch Laute eine Stimmung hervorzurufen!

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geräusch;
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.

Die vielen L, sowie das wiederholte M rufen eine Stimmung wie süßes Glockengeläch hervor. Und Goethe sagt ausdrücklich im „Faust“:

... Niemand hört es g'm,
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Ursprung nach, wo es sich herbedingt:
Grau, grünlich, Griesgram, grünlich, Gräber,
grümmig,
Etymologisch gleicherweise stimmig,
Verstimmen uns.

Aber auch an einzelnen Worten kann man dieselbe Beobachtung machen. Der Sprachforscher Georg Curtius weist darauf hin, daß alle indogermanischen Völker vom Ganges bis zum Atlantischen Ocean mit derselben Lautgruppe sta die Vorstellung des Stehens, mit der Lautgruppe plu die des Fließens verbinden. Und der Völkerpsychologe Steinthal hat in geistreicher Weise zu begründen versucht, wie sich aus der lebhaften Vorstellung des Stehens der Laut sta anslösen mußte.

Die deutsche Sprache ist besonders reich an Wortpaaren, die nur einen und denselben Begriff lebhaft ausdrücken; Bolke nennt in seinem hier mehrfach benutzten Buche: „Wie denkt das Volk über die Sprache?“ (Leipzig) diese Wörter Koppelwörter. Man kann sich bei einiger Aufmerksamkeit nicht des Eindrucks erwehren, daß die Sprache sich bemüht, durch solche Koppelwörter den Begriff gerade vermittelt des Lautes möglichst eindringlich zu machen. Man achte nur auf: geschneigelt und gestriegelt, Dach und Fach, Handel und Wandel, hangen und hängen, Hülle und Fülle, Knall und Fall, hegen und pflegen. Besonders lehrreich ist ein Koppelwort aus dem Sächsisch-Thüringischen: kriebeln und wiebeln. Wiebeln ist aus wimmeln entstanden und dem Gleichklang zu Liebe verändert worden. Umgekehrt findet sich aber auch krummeln und wimmeln.

Aus der Ansicht von der notwendigen Verknüpfung zwischen Ding und Namen folgt aber ein zweites: jedes Ding muß aus seinem Namen erkannt werden, alles was ist, muß einen Namen haben, was nicht ist, verdient auch keinen Namen. Schon in den Wortwurzeln drückt sich vielleicht diese Anschauung aus. Im Griechischen und Lateinischen haben wir dieselbe Wurzel gna — erkennen; davon sind in beiden Sprachen die Worte für Entstehen abgeleitet, nämlich gignesthai und nasci, und von letzterem stammt unser Wort Natur. Mit der Wurzel gna hängt aber auch der griechische, latei-

nische und deutsche Ausdruck für Namen zusammen, so daß wir ganz deutlich die Kette verfolgen können: nennen — erkennen, und genannt sein — erkannt sein — sein. Aus diesem Grunde wird man es begreifen, wenn das Volk für bestimmte Stände oder Berufe nur bestimmte Namen für passend hält. Deshalb heißt es im Plattdeutschen: Schlichtweg Jan, sä de Bur, as he sin Kind döpen let — he fall man achter de Plag. Und eine progenhafte Familie duldet nicht, daß ihr Dienstmädchen Selma heiße; sie mußte sich Marie nennen lassen. Um ein derberes Beispiel aus dem Reiche der Thiernamen anzuführen, kann man in einer vielverbreiteten Naturgeschichte den Satz lesen: das Schwein führt seinen Namen mit Recht! Ganz anderer Meinung über diesen Punkt war aber der Landwirth, der voll Eifer sagte: „Sie glauben, das Schwein ist ein Schwein; ich aber sage Ihnen, das Schwein ist kein Schwein, sondern ein sehr reinliches Thier!“ Umgekehrt existirt für den allgemeinen Glauben Alles, was einen Namen hat. Das macht sich auch in der Wissenschaft, namentlich in der Philosophie geltend. Da man ja auch reine Denkbegriffe, denen in der Natur gar nichts entspricht, benennen muß, so sucht man dann hinter diesen Namen etwas Greifbares; wie viel Hände sind nicht über die Unendlichkeit geschrieben worden! Nicht nur etwas Existirendes, sondern sogar etwas körperlich Greifbares wird hinter einem Namen angenommen. Deshalb erzählt Mündchenhausen von den Tönen, die im Posthorn eingefroren waren und erst in der Wärme aufthauten. Bewußter Volkswitz liegt in einer Sage des Erzgebirges, wo von einem blasenden Trompeter erzählt wird, daß eine Skugel zwischen Hand und Trompete fährt und so diese unbrauchbar macht. Die Trompete sei in alte Messing gewandert, das Loch sei aber noch in einem Alterthumsmuseum zu sehen. Geht ein Individuum seine Rechte verloren, so verliert es auch seinen Namen; die Sträflinge in einem Zuchthaus führen nur eine Nummer.

Damit sind wir wieder zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurückgekehrt. Die hohe Bedeutung des Namens spiegelt sich in Allem und Jedem; und da die Sprache vielleicht das Beste des Volksbewußtseins giebt, auch in der Sprache.

Hans Jörg.

Von Ernst Freygang.

Das war Hans Jörg, der am Ambos stand
Und den Hammer führte mit sehniger
Hand.

In rothe Funken versprühte die Gluth,
Hans Jörg schlug sicher, Hans Jörg traf gut
Und er lachte dazu in die zischenden

Flammen:
„So schmieden wir uns unsre Zukunft
zusammen!“

So glüh'n in einander wir Stück für Stück
Und hämmern uns ein erzenes Glück! . . .

Ei, Kameraden!“ er rief es laut,
„Wer ist's, der nicht an dem Werke baut,
Das wir freudigen Muthes begonnen?
Ward nicht Jeder schon, Jeder gewonnen?
Hat nicht Alle die klingende Zeit schon geweckt,
Die empor ihre jungen Glieder reckt,
Und seht Ihr nicht Sterne und Sonnen?
Und seht Ihr des Morgens rothe Pracht
Nicht schimmern herauf aus der drückenden
Nacht?“

Zum Teufel! Wer zagt noch in feiger
Seduld

Und fügt zu der Herren die eigene Schuld
Und regt nicht die schaffenden Hände,
Daß das eigene Schicksal sich wende?!

Und ist's auch mit heut' nicht und morgen
gethan,
So geh'n wir doch vorwärts die leuchtende
Bahn,

So trogen wir doch der gewaltigen Macht,
Die uns zum leidenden Ambos macht
Und die letzte Kraft, sich zu regen,
Will tödten mit eisernen Schlägen!“

Hans Jörg stand, ein Riese, im Feuerschein,
Da trat der Alte zur Thür herein,
Der Herr der Fabrik, der zornig rief:
„Hans Jörg! Hier! Nimm Deinen Abschieds-
brief!“

Genug fürwahr ist's der Hezerei —
Du bist entlassen! . . .

Und wie's auch sei:

Ich sage: Du predigst nur eitel Schaum,
Und niemals lebt Dein begehrllicher Traum
Die Herren sind wir! Und ein Knecht Du bist!
Und es bleibt, wie es ewig gewesen ist!
Viel eh'r in die Erde der Ambos sinkt,
Eh' vom Hammer auch nur ein Stückchen
springt!“ . . .

Schriß klang es durch den gewaltigen Saal
Das Eisen knirschte, es pfiß der Stahl,
Dampf ratterten die Maschinen.
Aus ihren Rädern funkelt's und glüht,
Und es hebt sich heraus ein grollendes Lied:
„Wir wollen nicht ewig dienen!“

Hans Jörg steht im rothen Feuerschein
Und lacht dem Alten in's Antlitz hinein,
Und er reckt empor seine Riesengestalt
Und hebt den Hammer mit mächt'ger Gewalt
Und läßt auf den Ambos ihn sausen hernieder
Daß dröhnend im Saale das Echo klang wieder

Und — nicht einen Zoll der Ambos sank,
Doch der Hammer in tausend Scherben

Da lachte Hans Jörg und ging aus dem
Haus —

zersprang . . . Bleich schlich der zitternde Alte hinaus.

Eine saubere Geschichte.

Von E. N. Potapenko.

I.

Der Herr schläft noch. Die gluthrothe Sonne des Südens ist schon über dem nahen Wäldchen emporgestiegen und hat den reifen Roggen und die grün schimmernden Halme des jungen Weizens vergolbet. Der zärtbesaunte Roggen wogt vom Morgenwind bewegt und raschelt mit seinen Grammen. Seine Bewegung ist ausgesprochene Vornehmheit. Stolz nicht er mit seinen schweren goldenen Lehren, und sein ununterbrochenes Rauschen gleicht einem hastigen, geschäftigen Geschäftier. Das Geheimniß, das sich das Roggenfeld so emsig erzählt, ist, daß es diesen Sommer seinem Herrn hundertfältige Frucht tragen werde. Fröhlich schaut der Wald drein. Das Räden der Baumkronen, das Flüstern des durch die Bäume säuselnden Windes, das Rauschen der Zweige, alles dies scheinen Glückwünsche zu sein, die der Wald den zu seinen Füßen liegenden Dörfern und Gehöften schickt. Er beglückwünscht sie zum Beginn der Ernte, er raunt Hoffnungen auf eine gute Ernte und auf ein glückliches Ende.

Und der Herr schläft noch immer. Samsjon Platonowitsch Perechwatow stand im Sommer immer um sechs Uhr auf. Ein anderer Gutsbesitzer wäre vor Sonnenaufgang aufgestanden, ein anderer wäre in's Feld, zur Mühle oder sonst wohin geeilt, wo man seiner bedurfte, um Alles zu beaufsichtigen oder seine Verfügungen zu treffen, aber Samsjon Platonowitsch Perechwatow lag ganz ruhig im Bette und reckte sich; versprach er sich doch nichts anderes vom Tage als Gewinn. Es konnte ja garnicht anders sein, trug er doch den Titel eines wirklichen Staatsrathes, und das will doch unstreitig sehr viel besagen. Bekommen hatte er ihn für uneigennütige Dienste, die er dem Staat als Mitglied eines Konsistoriums geleistet, in dem er sich in fünfundzwanzig Jahren von der niedrigsten Stelle bis zu dieser hohen Würde empor gearbeitet hatte mit dem einzigen Mittel: Geduld. Nach diesen fünfundzwanzig Jahren ist er mit ansehnlichem Titel und ansehnlichem Vermögen aus seiner Stellung geschieden. Das Vermögen war, wie er selbst sagte, aus sündenlosen Einkünften erworben, d. h. aus den Gaben dankbarer Wittsteller. Nachdem er seinen Abschied erhalten, verschwand er von der Schaubühne, Niemand wußte wohin, bis er plötzlich als Eigentümer eines sehr großen Rittergutes, reich an Feld, Wald und fischreichen Seen wieder auftauchte. Die benachbarten Gutsbesitzer zerbrachen sich die Köpfe, woher dieser Stork wohl käme, und was für eine Art Fisch er wäre. Allmählig wurde es ihnen klar, daß er zu der Gattung der gefräßigen Hechte gehöre, und daß er in dies gesegnete Palästina gekommen sei, um fortan die Karpfen nicht ungestört schlafen zu lassen.

Und warum sollte Samsjon Platonowitsch Perechwatow nicht behaglich in Bette ruhen und sich wohlgefällig strecken? Er besaß ja eine wunderbare wirtschaftliche Voransicht. Er wußte gewiß nicht weniger als jeder Andere, daß man heute unbedingt mit der Ernte anfangen müsse, sonst würde sich das schwere, überreife Korn „legen“. Er wußte genau, daß ihm zu dieser Zeit jeder verpaßte Tag tausend Rubel kosten konnte, und doch schlug sein Herz ganz ruhig, denn er wußte ebenso sicher, daß er keinen Zünger zu rühren brauchte, daß man zu ihm kommen werde, ihn mit demüthiger Verbeugung um Erlaubniß bitten werde, für ihn den Roggen zu mähen, in Garben zu binden, zu mandeln und in die Scheunen fahren zu dürfen. Heut' bricht er sogar mit Vergnügen seine Gewohnheit. Er will nicht um sechs aufstehen. Um halb sieben sagt er: „Sie können ja warten, die Faulenzger,“ und bald darauf dünkt es ihm Zeit, den Tag anzufangen.

Der große Hof Samsjon Perechwatow's war schon seit fünf Uhr ungewöhnlich belebt.

Sobald die Sonne aufging, hörte man ununterbrochen sprechen, zuerst leise, aber mit dem Steigen

der Sonne wurde das Gespräch lauter und ungeduldiger.

Ungefähr vierzig Bauern erhoben öfter und öfter ihre Köpfe, die Sonne betrachtend, als wollten sie sie bitten, sich nicht zu beeilen, ein wenig zu warten. Die Bauern bestanden augenscheinlich aus zwei Gruppen. Die eine wurde von blondbärtigen Männern gebildet. Sie trugen farbige Hemden über den Hosen und aus frischem Bast geflochtene Schuhe. Die Bauern der zweiten Gruppe standen finster schweigend da. Sie hatten dunkle Gesichter und lange Schnurrbärte. Auf dem Kopfe trugen sie Lammfellmützen, unter denen der Schweiß hervorrann, was ihnen übrigens ein besonderes Vergnügen zu machen schien. Die meisten waren barfüßig, die übrigen trugen Stiefeln von solchen Dimensionen, daß noch ein anderer Fuß bequem darin Platz gefunden hätte. Von diesen Stiefeln ging ein Theerdunst aus, der sogar das scharfe Aroma der späten Akazienblüthen in Perechwatow's Garten übertraf.

Es war nicht schwer, sogleich herauszufinden, daß die erste Gruppe aus Großrussen, die zweite aus Kleinrussen bestand. Alle Bauern waren Stammeinwohner des Dorfes Pogorelofska, das sich am Ufer eines seichten Flusses dahinstreckte.

„Und wer, Brüder, wird uns den heutigen Morgen bezahlen?“ fragte einer der Großrussen, die steigende Sonne beobachtend.

„Wohl kein anderer als Gott,“ bemerkte ironisch ein typischer Kleinrusse, indem er die Lammfellmütze herunternahm und mit dem Hemdärmel die erhigte Stirn abtrocknete.

„Das wohl, der wird schon bezahlen, aber das Sprüchwort sagt: ‚Wer ohne Arbeit Gott vertraut, der hat auf losen Sand gebaut,‘“ antwortete nachsichtig und belehrend der Großrusse.

„Wie denkst Du, Schastin? Wird er erlauben oder nicht?“

„Muß wohl,“ sagte der Angeredete, „es ist doch Alles klar aufgeschrieben. Was für ein Zweifel kann denn noch sein? Jeden Winter pachten wir, und jeden Winter schreiben wir dasselbe. Ich habe z. B. für sechs Rubel gepachtet. Heute nun bringe ich das Geld, brächte ich es nicht, so wäre ich verpflichtet, so viel Feldarbeit zu leisten, als ob ich ihm zwölf Rubel Pacht schuldet. Verstanden?“

„Quatsch! Erlauben, nicht erlauben! Was hat er denn hier zu erlauben?“ mischte sich plötzlich ein neuer Redner ein. Er hatte ein höchst vergnügtes, unbesorgtes Aussehen und lachte fortwährend, dabei seine weißen Zähne zeigend. Man konnte sogleich merken, daß ihm von den Zuhörern eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. „Wer in aller Welt kann mir denn verbieten, meine Schuld zu bezahlen? Ich bringe die geschuldete Summe, und Du nimmst; damit ist es doch abgethan. Im Uebrigen muß er es uns noch danken; es ist doch Jedem angenehm, sein Geld zurückzuerhalten!“

„Und ich sage Dir,“ mit diesen Worten sprang plötzlich ein Bauer auf, der bis dahin entfernt und beharrlich schweigend geseßen hatte; er sprach heiser, fast flüsternd, zeitweise durch einen kurzen, trockenen Husten unterbrochen. Er hatte ein durch tiefe Pockennarben verunstaltetes Gesicht und einen sandfarbenen spärlichen Bart, der nichts von seiner Häßlichkeit verdeckte. „Und ich sage Dir, die Sache wird nicht so einfach sein. Der wird sich schön lange bitten lassen. Ihr könnt es Euch doch selbst sagen. Mit der Ernte muß unbedingt angefangen werden; wartet man ein, zwei Tage, so ist sie verloren. Um Arbeiter hat er sich nicht bekümmert, die Anderen haben sich schon lange Arbeiter gesichert; er aber wartet ruhig — auf unsere Hände. Wir haben ihn eben schon zu sehr verwöhnt. Jeden Sommer schneiden wir ihm sein Korn kostenlos. Das sechste Jahr schon ernte ich für ihn sechs Hektar, ich bringe ihm das Korn sogar in die Scheune. . . Was willst Du dagegen thun? Pflicht treibt, Pacht nicht bezahlt. Ihm erspart Jeder von uns in jegiger Zeit

drei Rubel den Tag. Eine Dessjatine abernten wird ihm acht Rubel kosten. Na, das ist ihm doch natürlich zu kostspielig, wenn wir uns für zwei Rubel verpflichtet haben.“

„Was verpflichtet, wem verpflichtet? Ja, wenn wir nicht bezahlen können, aber jetzt bringen wir doch das Geld. Wird ihm höchst unbequem sein, wird schön springen vor Aerger. Na, wollt uns ganz unsonst haben, natürlich, wäre ja auch vortheilhafter für ihn. De, Thimophe,“ sprach er plötzlich den durchgehenden Lakaien an, „wird Dein Herr heute noch aufstehen?“

„Na, wirst noch genug schwitzen können bis dahin! Mein Herr hat gewiß keine Gile,“ antwortete mit Verachtung der Lakai. „Du brauchst wohl den Herrn, der Herr aber nicht Dich.“

Endlich sagte man den Wartenden, der Herr habe sich angekleidet, er werde gleich kommen.

„Michael Kusmitsch, Du sollst sprechen,“ wandten sich die Bauern an den fröhlichen Kameraden, und der winkte, ironisch lächelnd, Zustimmung.

Bald kam der Herr wirklich heraus. Gestalt und Gang bewahrheiteten beim ersten Blick den biblischen Namen „Samsjon“. Er ging langsam, sich vornehm wiegend; seine schweren Schritte machten Diele und Möbel erzittern. Er war groß und breit gebaut, dabei hochschultrig. Das rothe, fettglänzende Gesicht endete mit einem Doppelkinn. Der Anflug eines krummen Rückens erinnerte an das Rücken der vorangehenden fünfundzwanzig arbeitsvollen Jahre. Jetzt, nachdem er den Titel eines wirklichen Staatsrathes erhalten, hielt er die Gewohnheit des täglichen Rasirens für heilig. Seine dicken Lippen standen offen, weil die untere, dank ihrer Schwere, herabsank. Die Lider hielt er gesenkt; er glaubte sich dadurch ein besonderes majestätisches Aussehen zu verleihen. In Wirklichkeit machte er den Eindruck eines Schlafenden, zu dem das hörbare Luftschöpfen durch die Nase nicht wenig beitrug. Die Hände hielt er auf dem Bauche, nur dann und wann faßte er mit einer nach dem Halse, eine Gewohnheit, die er seit dem Besitze des Annenordens, der am Halse getragen wird, angenommen hatte.

„Na, meine Lieben, was bringt Euch hierher?“ wandte sich Samsjon Perechwatow zu den Bauern mit heiserer, weicher, ja sogar etwas gerührter Stimme. Er lächelte dabei und zeigte seine gelben, schadhafte Zähne. Die Bauern zogen die Mützen und machten tiefe Verbeugungen.

„Zu Euer Gnaden, Samsjon Perechwatow . . . des Geldes wegen . . . des Feldes wegen . . . der Sache vom Winter wegen . . .“

„Aha,“ sagte weich Perechwatow. „So? Dazu ist es ja auch höchste Zeit, meine Lieben; es ist bereits sehr heiß geworden. Das Korn wird bald anfangen auszufallen. Ja, ja, mit Gottes Hilfe kann man jetzt anfangen.“

Die Bauern schwiegen. Einige wandten ihre Augen zu Michael Kusmitsch, ihm ausdrucksvoll zuwinkend. Michael machte einen Schritt vorwärts und trat dadurch aus der Menge heraus.

„Ja, wir sind zu Euch gekommen, Samsjon Perechwatow, mit einer Bitte,“ sagte er in bescheidenem Tone. „Die Arbeit ist nun wirklich unausschiebbar. Du hättest uns erlauben sollen, den Roggen zu schneiden, ich meinen Deinen Roggen.“

„Warte, warte Brüderchen! Du schwachst zu viel,“ unterbrach ihn der Gutsherr. „Ich kann nicht begreifen, ich verstehe nicht . . .“

Inzwischen sind die Hände, die so majestätisch auf dem Bauche geruht haben, plötzlich heruntergeglitten. Der Gutsherr hatte den Sachverhalt vollständig verstanden und schon nachgedacht, was er zu unternehmen hatte.

„Unsere Sache ist doch eigentlich erledigt.“
„Wollen doch Euer Gnaden uns ausreden lassen,“ fuhr Michael Kusmitsch fort. „Im Herbst haben wir von Euer Gnaden Feld gepachtet, Jeder, so viel er auf sich nehmen konnte. Für Geld natürlich.

Wir haben es so angesetzt. Wer bis zu Johanni das Geld nicht bringt, muß es für Euer Gnaden abarbeiten, für jede gepachtete Dessjaine zwei. Das ist natürlich; das ist Vertrag. Sollte aber ein Bauer sich hartnäckig weigern, zur Arbeit zu kommen, so darf er sein Feld nicht aberten. Dann steht das Feld Euer Gnaden zu. Jetzt ist die Sache so. Bis zum Fest ist reichlich noch eine Woche. Der Roggen ist aber schon reif. Da bringen wir Euer Gnaden, wie es Pflicht ist, das Geld, das ein Jeder schuldet, und noch ein Uebrigtes. Und jetzt wollen wir unser Feld abarbeiten; die Zeit fordert es. Das Geld haben wir durch Hemmachen verdient, dieses Geld bringen wir Euch."

Der Guts herr schwieg, und auch Michael Kusmisch verstummte. Er war der Meinung, ganz klar gesprochen zu haben. Samsjon Perechwatow schwieg nicht aus Wortmangel, den hatte er niemals. Es war ja nichts leichter als Schreien: „Naus, ich will nichts von Euch wissen, schneidet keinen Roggen, sonst sorge ich allein dafür, für meinen und Euren, und lasse Euch nichts für den Winter.“ Doch das war gesegwidrig, und Samsjon Platonowitsch Perechwatow hat niemals etwas gegen das Gesetz. In seinem Kopfe krenzten sich plötzlich viele Pläne, einer besser als der andere. Die Nase schöpfte besonders viel Luft, und das sonst schon rothe Gesicht wurde dunkler, fast lila. Endlich wurden sämtliche Pläne von einem verdrängt, dessen Genialität für ihn keinem Zweifel unterlag. Auf seinem Gesicht verschwanden die Zeichen der Empörung. Es er-

strahlte so hell, daß selbst die Bauern sich freuten, da sie sich dies zu ihren Gunsten anlegten.

„Wann, meinst Du, habt Ihr Euch verpflichtet, das Geld zu zahlen?“ fragte plötzlich der Guts herr.

„Zum Johannisfest,“ antwortete Michael Kusmisch.

„So, und das Johannisfest ist erst Freitag in acht Tagen.“

„Zawahl, Freitag in acht Tagen,“ antworteten im Chor die Bauern.

„Schön, so bringt das Geld auch erst dann. So lautet der Vertrag, und ein Vertrag, das wißt Ihr doch, ist eine heilige Sache. Zu Johanni werde ich das Geld nehmen, und Ihr nehmt dann Euren Roggen. So ist das Gesetz gewahrt. Und was soll Eure Zugabe? Zugabe brauche ich nicht. Wozu denn, ich bin kein Wucherer, ich nehme keine Zinsen.“

Die Bauern waren sprachlos, sie sahen einander fragend an. Ah, da hinans wollte der Guts herr. Samsjon Perechwatow aber, der wohlbehalten aus einer großen Schwierigkeit herausgelommen zu sein vermeinte, spazierte mit den Händen in den Hosentaschen den Korridor auf und ab.

„Ja, wie soll es denn aber werden, das Korn wird ausfallen. Schon jetzt hält es sich nicht mehr. Ne, so geht es nicht. Da muß Euer Gnaden schon Rücksicht walten lassen!“

„Wozu Rücksicht?“ entgegnete ruhig der Guts herr. „Niemand darf verkürzt werden. Ihr habt doch selbst den Vertrag geschlossen, zu Johanni zu

zahlen. So wird es auch gemacht. Das Gesetz über Alles!“

„Aber wer konnte es wissen, daß der Roggen früher reif wird? Da hat doch wohl Gott gewaltet, das ist doch also Gottes Wille!“

„Gottes Wille. Natürlich, Gottes Wille!“ bestätigte der Guts herr. „Mein Wort habt Ihr aber. Wollt Ihr Euren Roggen vor Johanni ernten, so steckt Euer Geld in die Tasche und nehmt erst mein Roggen herunter, wie Ihr es jedes Jahr gethan habt, bis heute, wo Ihr reich geworden seid und die Nase hochträgt. Wollt Ihr nicht, so wartet bis zum Johannisfest.“

„Doch wie soll das werden, Euer Gnaden, kann es doch nicht gehen, das ist nicht Gottes Wille, das ist nicht christlich! Warum wollt Ihr mich schädigen? Wir sind keine Barone, daß man uns unbeschadet überdorthellen kann.“

Michael Kusmisch hatte gründlich den Ton geändert. Energisch schüttelte er seine blonden Locken, in seiner Stimme klangen herausfordernde Töne, so daß Samsjon Perechwatow ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte. „Wir haben auch unsere Rechte: Im Vertrag ist nicht gesagt worden, daß pünktlich am Johannisstage gezahlt werden soll. Da steht ganz klar, wer bis zum Johannisstage nicht bezahlt wird, der... So aber ist es gesegwidrig. Ihr selbst habt das Wort „Gesetz“ immer im Munde, aber in dem ist kein Gesetz. Wie soll das gesegwidrig sein?“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Die Letzten. Am Morgen nach der Sturmnacht. Mit einer Gewalt war der Orkan über das Schiff gekommen, gegen die jede Abwehr unmöglich war. Nur noch ein Floß hatten die Seeleute zusammengeschlagen, da die Boote, die man herabzubringen gesucht, von den Wogen gegen den Schiffsrumpf geworfen, wie Nuschalen zerstückelt. Wie es dann weiter gekommen — die Beiden wußten es nicht mehr, als ihnen auf dem furchtbar schwanfenden Floß das Verwahrloste zurückkehrte. Mit seinen starken Armen hatte der Vater seinen Jungen umklammert und sich zum Floße gedrängt. Daß sie es waren, die hinaufgelangten, und die Anderen mit dem Schiff in die Tiefe gingen — ein Zufall! Dann war die See ruhiger geworden und der Tag dämmerte herauf. Noch war nicht jede Hoffnung verloren. Sie trieben auf einer Fahrstraße, auf der viele Schiffe verkehrten, und sie konnten leicht einem von diesen begegnen. Und nicht lange, so kam ihnen ein großes Vollschiff in Sicht; es schien einen Kurs zu haben, der es an dem Floße vorbeiführen mußte... Es ist merkwürdig, wie der Eindruck, der von unserem Wilde kommt, ein so ganz anderer ist, als sonst auf Darstellungen ähnlicher Motive. Und wie viele solche giebt es! Immer war es aber die leidenschaftliche Erregung, in die die Hoffnung auf Rettung die Unglücklichen versetzte, die der Darstellung ihren Charakter gab. Hier ist die Ohnmacht des Menschen gegenüber dem gewaltigen Spiel der Naturkräfte gestaltet, mit einer Eindringlichkeit, die lähmend wirkt. Zwar nimmt das Floß im Vordergrund einen breiten Raum ein, aber man fühlt, daß es ein Nichts ist in der Wasserwüste, die endlos sich erstreckt, so weit der Blick reicht. Nicht die Mähen der furchtbaren Nacht allein, auch dieses Gefühl der eigenen Ohnmacht hat die beiden Menschen, die da dem Zufall preisgegeben von den Wellen umgetrieben werden, so matt gemacht. Wär's nicht um den Jungen, der Alte würde sich wohl auch auf dem Floße hinstrecken und gleichgültig gegen Das, was kommen wird, hindämmern, wie der Knabe selbst, den die Volkshaft von dem rettenden Schiff kaum dazu bringt, mit einem müden Blick das Haupt in die bezeichnete Richtung zu drehen. Um des Jungen willen, den er die ganze Nacht über in seinen Armen gehalten, richtet der Vater sich auf und winkt mit einem trüben matt zu dem Schiffe hinüber, das weit, weit draussen seine Straße zieht.

Vollschäumliche Thierheilkunde im Hocherzgebirge. Der größere Theil des Grund und Bodens im böhmischen Hocherzgebirge ist mit ausgedehnten Nichtenwaldungen bedeckt. Zwischen denselben breiten sich oasenartig die kleinen Klüften der Ortschaften aus. Ihre Größe richtet sich meistens nach der Anzahl der Häuser des Ortes. Je weniger ein solcher zählt, desto näher rücken die dunklen Forste an ihn heran. Bei der geographischen Lage des Erzgebirges, seiner bedeutenden Seehöhe und dem rauhen und feuchtkalten Klima kann der Ackerbau auf demselben nicht bedeutend sein, und in den höheren Lagen wird er gänzlich durch den Futterbau verdrängt. Im Hocherzgebirge verschwinden die kleinen Felder und Ackerchen

fast in dem Grün der Wiesen, das sich aber selbst mit dem des Flachlandes messen kann. Die Viehzucht erfreut sich natürlich bei dem Bauern des Hocherzgebirges einer besonderen Sorgfalt. Die Waldbesitzer haben das Hüten in den Waldblöhen und Waldjungen schon seit langen eingestellt. In diesen Dörfern muß im Sommer und Winter die Stallfütterung Platz greifen. Nur in Orten, wo die Gemeinde noch Flächen besitzt, die sich zu Hütwiden eignen, wird noch im Sommer das Vieh sämtlicher Wirtschaftsbesitzer gemeinsam von einem oder zwei Hirten zur Weide gebracht. Der böhmische Erzgebirgler fest seinen Stolz in seinen Viehstand. Thierärzte sind aber erst in neuerer Zeit im Erzgebirge in den Bezirksstädten anständig. Doch nur höchst selten läßt man in den abgelegenen Ortschaften bei vorkommenden Erkrankungen von Stallthieren einen derselben holen. Gewöhnlich beistht man sich heutzutage noch ebenso wie vor Jahrzehnten mit Hausmitteln, die „erprobt“ sich vom Großvater auf die Enkel vererbt haben, oder man läßt höchstens einen alten Wirtschaftsbesitzer des Ortes der Umgebung kommen, der bei seinem größeren Viehstande im Laufe von Jahrzehnten sich große Erfahrungen gesammelt hat und als Viehdoktor einen gewissen Ruf genießt. In dieser „praktischen“ Thierheilkunde steckt oft ein guter Kern, aber sie ist von Zauberlauben nicht frei. Von den im Hocherzgebirge gebräuchlichen Hausmitteln bei Thierkrankungen führt Wenzel Weiter in einem Aufsatze in der „Zeitschrift für thierärztliche Volkswunde“, dem wir diese Ausführungen entnehmen, eine Reihe von Beispielen an:

„Verzeiht“ eine neuermelte Kuh die Milch vor dem Melken, d. h. zieht sie dieselbe aus dem Euter in die Lymphgefäße zurück, so braucht man ihr nur die ausgemolkene Milch frühmorgens vor dem Füttern zum Saufen zu geben, und sie wird diese Untugend lassen. Um den „Nugen“ zu erhalten, giebt man den Mähen Kampher mit schwarzem Kimmel in Eiweiß. Ist derselbe durch „Verfchreien“ oder durch den „bösen Blick“ bereits genommen, so melkt man die Kuh einmal vollständig aus, hockt in dieselbe und rührt den Euter ordentlich um. Wenn nächsten Melken schon soll die Kuh wieder ihre frühere Milchmenge liefern. Wird ein Stück Vieh von einem giftigen Thiere gebissen oder gestochen, oder scheint es etwas „Giftiges“ getroffen zu haben, so giebt es dagegen kein besseres Hausmittel, als eine an der Sonne getrocknete Kröte, die im dreißigsten Monatsstage zwischen zwei Frauentagen gefangen und durch Erziehung getödtet worden ist. Wird dieselbe auf die Wundwunde oder auf den angeschwollenen Körperteil gelegt, so soll sie das Gift an sich ziehen und dadurch oft so anschwellen, daß sie platzt. Verendet ein Stück Vieh in Stalle, so nimmt man einen beliebigen Theil von demselben, giebt Teufelsabbiß und Salz dazu, und mengt das Präparat unter das Futter des anderen Viehes. Dadurch soll ein weiteres „Stürzen“ (Verenden) unter dem Stallvieh aufgehoben werden. Auch um für ein Stück Vieh, das auf den Viehmarkt getrieben wird, gleich Käufer zu finden, giebt es „unfehlbare“ Mittel.

Man braucht nur jene schwarze Kugel, die sich inmitten von Ameisenbauen befinden soll, in der Tasche zu tauchen. Der Talisman darf aber nicht gekauft oder ausgetauscht werden, sondern muß von dem Viehverkäufer selbst gefunden worden sein. Daß keine „Heren“ in den Stall kommen, schlägt man Papfen von Elzbeerbaumholz in die Stallthüren und Schwellen. Ist die Fexe aber schon im Stall drin, so kann sie dadurch nicht mehr heraus und man hat leichtes Spiel, sie unschädlich zu machen.

Öffentliche Badesuben im Mittelalter. Ueberaus rasch ist die große Zahl der öffentlichen Badeanstalten im Mittelalter. In seinem Buch „Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgerthum“ giebt G. v. Below an, daß in Riga z. B. schon für das 13. Jahrhundert badesubnische Badesuben nachweisbar sind. In München gab es im 14. Jahrhundert 4, in Würzburg 7, in Ulm gegen Ende des Mittelalters 11, in Nürnberg 12, in Frankfurt a. M. 15, in Wien 29 öffentliche Badesuben. Daneben waren noch sehr viele Häuser mit Privatbadesuben der Besitzer versehen. Das Mittelalter legte sogar an Warmbäder weit größeren Werth, als man es vielfach heute thut. Man scheint es als durchaus nothwendig angesehen zu haben, wenigstens alle 14 Tage ein warmes Bad zu nehmen. Und zwar galt diese Anschauung offenbar in allen Lagen. Das Warmbad scheint beliebter gewesen zu sein, obwohl auch das Baden im Freien gebräuchlich war. Wie man heute den beim Bade dienenden ein Trinkgeld giebt, so gab man damals „Badegeb“. Es wäre aber irrig, wollte man daraus den Schluß ziehen, daß das Mittelalter das Trinken im Bade verpönte habe. Im Gegentheil wurde gerade im Bade wacker getrunken und gegessen. Das geht für uns aus den Darstellungen des Badesubens und der Einrichtungen von Bädern klar hervor. Auf einem Platte z. B. sitzen je zwei einander in einer Wanne gegenüber ein Brett, das über die Wanne gelegt ist, dient als Tisch, und darauf stehen Früchte und Getränke. Die Badesuben waren wie heute etwa die Kaffeehäuser, in welchen Anfangs Anstalten zur Unterhaltung und zum Vergnügen Das Eigentum an den öffentlichen Badesuben stand in manchen Städten der Gemeinde zu, in anderen theils der Gemeinde, theils Privaten. Waren sie städtisch, wurden sie verpachtet. Auch reiche Familien, die Badesuben besaßen, verpachteten sie. In Frankfurt a. M. besaß die Stadt nur eine Badesube, und dieser diente sich nur die Rathsherren bedienen, dem großen Publikum war sie nicht zugänglich. In dessen unterlagen auch die nichtstädtischen öffentlichen Badesuben der Aufsicht der Stadtverwaltung.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 11, Deuthstraße 2, zu richten.